

«Sie werden oft nicht ernst genommen»

Mobbing und Gewalt, Schwarzfahren als Sport, gegenseitige Überwachung in den sozialen Netzwerken: Der Zürcher Jugendarbeiter Marco Bezjak erklärt im Gespräch mit Tobias Marti und Fabian Baumgartner, was es heisst, heute ein Teenager zu sein

Ein 15-Jähriger verletzt in Zürich einen orthodoxen Juden mit einem Messer lebensgefährlich. In einem anderen Fall sorgen zwei Teenager, 14 und 17 Jahre alt, mit ihren Terrordrohungen gegenüber der Zurich Pride, dem grössten queeren Umzug des Landes, für Angst und Schrecken. 2024 gerieten extreme Einzelfälle von Jugendgewalt in die Schlagzeilen. Was dabei fast untergeht: Insgesamt hat die Jugendkriminalität im Kanton Zürich nach acht Jahren mit steigenden Fallzahlen erstmals wieder abgenommen.

Doch was bewegt Teenager, und was bringt sie auf die schiefe Bahn? Marco Bezjak kennt viele Antworten. Er ist schon jahrzehntelang Jugendarbeiter und heute Präsident bei der Zürcher Stiftung Mojuga, die in der ganzen Schweiz Gemeinden berät und Jugendtreffs betreibt.

Herr Bezjak, die Zürcher Behörden stellen einen Rückgang der Jugendgewalt fest. Ist bei der Jugend also alles im Lot?

So kann man das leider nicht sagen. Dass die Zahl der Gewalttaten zurückgeht, ist zwar erfreulich, aber das heisst nicht, dass es weniger Probleme gäbe.

Was treibt die Jugendlichen um?

Es gibt nicht das eine Jugendthema. Natürlich dreht sich vieles ums Rauchen, ums Vapen oder um Drogen. Aber die Themen können von Gemeinde zu Gemeinde unterschiedlich sein. Manchmal geht es um Selbstverletzungen, manchmal um Diebstähle. Andernorts ist Schwarzfahren mit dem öV unter Jugendlichen zu einem regelrechten Sport geworden. Wer nicht mitmacht, ist eine Aussenseiterin oder ein Aussenseiter.

Eine typische Gruppendrucksituation also.

Ja, dabei spielen auch die sozialen Netzwerke eine grosse Rolle. Wir wissen von Oberstufenschülerinnen, die sich gegenseitig über ihre Social-Media-Kanäle überwachen. Am Anfang ging es um Zusammengehörigkeit, doch das änderte sich. Eine der Jugendlichen getraute sich nicht einmal mehr, mit der Mutter einkaufen zu gehen, weil sie zuvor den Freundinnen sagte, sie sei woanders. Das ist ein unglaublicher Stress.

Sind Jugendliche denn per se gestresster als früher?

In den sozialen Netzwerken herrscht jedenfalls ein gewaltiger Selbstdarstellungsdruck. Entweder sind die Jugendlichen gar nicht dabei, dann geht es ihnen schlecht. Denn nicht auf diesen Kanälen zu sein, ist am schwierigsten. Aber wenn sie dabei sind, müssen sie sich präsentieren. Es braucht sehr viel Energie, zu entscheiden, wie man sich auf Instagram oder Tiktok präsentiert. Und dann können sie dem, was sie sehen, nicht einmal mehr trauen, weil es auch einfach Fake-Bilder sein können. Sie fragen sich: Kann ich mich überhaupt noch so zeigen, wie ich wirklich aussehe? Oder muss ich mich künstlich aufhübschen?

Schwarzfahren als Sport, gegenseitige Überwachung in den sozialen Netzwerken: Haben Sie eine Erklärung, wie es zu einer solchen Dynamik kommt?

Meist dreht es sich um den Thrill, ums Überschreiten von Grenzen. Ich würde nicht von einer hohen kriminellen Energie ausgehen. Von uns Jugendarbeitern wird erwartet, dass wir uns um störende Jugendliche kümmern. Dies haben aber auch Einflüsse auf Mitläufer, die dann nachahmen, dabei erwischt werden und dadurch vielleicht etwas lernen. Sie brauchen auch unsere Begleitung. Aber es gibt auch jene, die völlig aus der Bahn geraten.

Und was sind das für Fälle?

Wenn etwa der Ex-Freund seine Kumpels beauftragt, der Ex-Freundin nachzuspionieren. Oder eine Gruppe Fünftklässler, die mit Diebstählen anfängt und die Delikte irgendwann immer schwerer werden. Sie überfallen Tankstellen, begehen Raubdelikte und bedrohen Jugendarbeiter mit Messern. So eine Dynamik kann



Es gebe nicht das eine Jugendthema, sagt der Jugendarbeiter Marco Bezjak. Und sie seien je nach Gemeinde verschieden. KARIN HÖFER / NZZ

man dann zu diesem Zeitpunkt nur mithilfe der Polizei durchbrechen.

Wann ist bei diesen Jugendlichen der Kipppunkt überschritten?

Wenn man lange nicht erwischt oder auf sein Tun angesprochen wird, kann das zu einer Steigerung führen. Das ist ein Prozess. All die schwierigen Fälle in der Oberstufe haben bereits eine Vorgeschichte. Darum muss man frühzeitig ansetzen. Es ist wichtig, zu den Jugendlichen eine Beziehung aufzubauen. Man muss ein Vertrauensverhältnis zu ihnen aufbauen.

Und wie gelingt das?

Mit den erwähnten Fünftklässlern wollten wir in der Mittelschule ein Projekt machen, bei dem es um Verantwortung ging. Das wurde aber wegen ein paar tausend Franken nicht bewilligt. Ich kann nicht sagen, dass das Projekt ihre kriminelle Karriere verhindert hätte. Was ich aber weiss: Sich früher und intensiver um sie zu kümmern, wäre besser und billiger gewesen.

Was passiert denn normalerweise, wenn Jugendliche stören?

Meistens werden die Jugendlichen in ihrem Verhalten gar nicht ernst genommen. Es gibt einfach eine erste Reklamation, meist anonym bei der Gemeinde. Dann werden Spezialisten gerufen, um die Jugendlichen zurechtzuweisen. Häufig wird es dann besser, die allermeisten Jugendlichen wollen nicht nerven und nicht genervt werden. Aber natürlich gibt es auch solche, die extra noch mehr stören. Das wiederum führt zu mehr Kameras oder dazu, dass Freiräume weniger attraktiv gestaltet werden. Die Jugendlichen fühlen sich deswegen nicht erwünscht. Diese Verdrängung wiederum fördert Konfliktverhalten.

Es gibt aber auch jene Jugendlichen, die unter solchen Situationen leiden.

Das ist so. In einer Gemeinde erzählte uns ein Jugendlicher, wie er an seiner Schule als Schweizer unterdrückt und von anderen Teenagern als Bleichgesicht beschimpft werde. Er drohte damit, dass er am liebsten eine Waffe nehmen und es ihnen zeigen möchte.

Wie haben Sie darauf reagiert?

Wir haben Eltern und Schule involviert und die Polizei eingeschaltet. Und in jeden Schritt den Jugendlichen einbezogen.

Gibt es bei den Gemeinden eine typische Reaktion, wenn Jugendliche über die Stränge schlagen?

Wir beobachten eine Zunahme von sogenannten Arealverboten. Es gibt sogar Fälle, in denen Gemeinden für einen spe-



Marco Bezjak
Jugendarbeiter bei
der Stiftung Mojuga

«Die Jugendlichen sind auf Freiräume angewiesen. Nur gibt es sie fast gar nicht.»

zifischen Platz Verbote für zehn Jahre oder auf unbestimmte Zeit ausgesprochen haben. In anderen Fällen wurden Jugendliche für ein halbes Dutzend Orte mit einem Verbot für die nächsten zehn Jahre belegt. Die können sich nicht mehr normal im Dorf bewegen. Wir kennen Jugendliche, die volljährig wurden, aber nicht an die Gemeindeversammlung durften, weil sie für den Gemeindegarten noch immer mit einem Arealverbot belegt waren. In solchen Momenten werden die Gemeinden unsicher, auf welchen rechtlichen Grundlagen ihre Verbote stehen.

Was ist denn die rechtliche Grundlage?

Wir reden hier von einem audienzrichterlichen Verbot. Es ist auf Grundlage dieses richterlichen Verbotes wie eine eigene Justiz der Gemeinde, auch das Strafmass darf diese selber bemessen. Das ist wie beim Parkverbot, welches Private mit einer Tafel durchsetzen. Wo aber keine richterlich genehmigte Tafel steht, ist so ein Verbot gar nicht rechtswirksam. Das Problem ist sowieso: Arealverbote allein haben keine erzieherische Wirkung.

Was wäre Ihrer Meinung nach besser?

Bevor man zu solchen Mitteln greift, brauchen Jugendliche Hinweise, was erwünscht ist und was nicht. Etwa wenn einer überall seine Fussballaufkleber hinkleistert. Da ist es doch besser, wenn ein Gemeinderat mit dem Jugendlichen und den Eltern einmal den Werkhof der Gemeinde besucht. Ohne zu bestrafen, einfach nur, um ihm zu sagen: Schau, deine Kleber führen zu Arbeit, und das wollen wir nicht. Seit der Pandemie sehen wir aber öfters intolerante Verhaltensweisen, auch bei Erwachsenen. Man will sich nicht mehr mit den Jugendlichen und ihren Anliegen auseinandersetzen. Die Jugendlichen suchen sich dann Orte, wo sie sich aufgenommen fühlen. Natürlich kann das destruktiv sein, im Extremfall sogar gefährlich.

Wo landen diese Jugendlichen?

Für manche werden Gangs oder rechtswie linksextreme Gruppierungen interessant. In einer Gemeinde kennen wir eine Gruppe, die sich Rechtsextremen angeschlossen hat. Die sind in ein Jugendzentrum eingedrungen und haben Plakate zu Gender-Themen weggerissen. Bemerkenswert war die Reaktion von Erwachsenen. Es wurde nicht auf das Verhalten der Eindringlinge reagiert, sondern infrage gestellt, ob solche Plakate in ein Jugi gehören.

Wie geraten Kinder und Jugendliche in die Fänge von Extremisten?

Solche Gruppierungen sind sehr geübt darin, Jugendlichen ein Gefühl von Zu-

gehörigkeit zu vermitteln. Ich weiss von Jugendlichen, die im Jugendtreff für Fussball-Ultras rekrutieren wollten. Sie wurden selbst einmal rekrutiert. Darauf angesprochen, erzählten sie von der Sogwirkung, die die Gruppe auf sie gehabt habe. Und wie sie immer tiefer hineingeraten seien. Sie bekamen Aufträge, die sie auszuführen hatten: zuerst Botengänge oder das Anbringen von Aufklebern in einer Gemeinde. Später mussten sie Utensilien stehlen oder Leute verprügeln.

Und wie ging das weiter?

Einer hoffte, durch die Lehre aus der Szene aussteigen zu können. Manchmal hilft der Zufall, etwa, dass sich die Jugendlichen verlieben oder den Wohnort wechseln. Von institutioneller Seite gibt es aber nur die offene Jugendarbeit. Sie ist das einzige Mittel, mit dem eine Gemeinde von aussen im ausserschulischen Bereich Begleitung anbieten und diese gezielt steuern kann. Und dann gibt es noch die Freiraumthematik.

Wie meinen Sie das?

Die Jugendlichen sind auf Freiräume angewiesen, offene Jugendarbeit kann diese bieten und die Jugendlichen darin begleiten. Alle durchleben in der Jugend eine Phase, während der sie sich loslösen und hinausmüssen. Aber nur ein Teil dieses Bedürfnisses, sich zu lösen, kann mit Jugendräumen abgedeckt werden. Dort sind sowieso nur maximal zehn Prozent der Jugendlichen anzutreffen. Es braucht darum flexible, freie Flächen. Orte, von denen die Nachbarn wissen, dass dort Jugendliche sein können. Wir suchen mit Gemeinden nach solchen Plätzen. Nur gibt es sie fast gar nicht. Alles ist bereits belegt, meist durch den Verkehr. Die Gründe, warum es im Einzelfall nicht geht, sind nachvollziehbar: mangelnder Strom, skeptische Nachbarn. Nur entsteht so am Ende halt nichts.

Manche Anwohner möchten keinen Treffpunkt für Teenager vor der Haustür.

Jugendliche sind willkommen, solange sie nicht stören. Die Jugendphase ist aber eine Phase, während der es gerade darum geht, auch nicht konform zu sein. Sie wollen den Anpassungsdruck aus der Schule und von daheim einmal ablegen. Aber die Erwachsenen fordern von den Jugendlichen, dass sie sich einsetzen, dass sie Aufgaben übernehmen. Alles Dinge, die wir Erwachsenen selber gar nicht vorleben. Man denke an die leeren Gemeindeversammlungen oder die ausblutenden Vereine. Die Phase der Jugend wird nicht als das betrachtet, was sie ist: eine vulnerable Phase, die wichtig ist, damit man heranwachsen kann.

Würden die Jugendlichen denn überhaupt mitmachen, wenn man ihnen Freiräume zur Verfügung stellte?

Natürlich, aber das wird häufig nicht gesehen. Das ist genau das Problem: Leistungsbereitschaft wird nicht belohnt. Wer sich reinkniet, aber nur einen kleinen Erfolg erzielt, den übersieht man. Nicht die Leistung wird bei uns abgefeiert, sondern der Erfolg. Ein Sporttalent wird bejubelt. Nicht aber der Sportmuffel, der sich bemüht und es irgendwie über die Hochsprunglatte schafft. Das merken wir bei Jugendlichen auch. Darum interessieren wir uns für den Weg, wie Jugendliche etwas erreichen können. Uns ist es am Ende egal, ob sie dann ihr grosses Ziel erreichen. Wichtig ist für uns die Leistung, die sie beim Versuch erbringen.

Hat Jugendarbeit überhaupt eine Wirkung?

Wir bekommen durchaus Rückmeldungen, dass wir eine Wirkung haben. Aber am Ende ist es Vertrauensarbeit. Ob die Schule nützlich ist, kann ja auch niemand sagen. Ich kann nicht beweisen, dass einer unserer Wege eine Massnahme nicht antreten musste. Wenn unsere Arbeit aber dazu führt, dass jemand nicht sonderpädagogisch begleitet werden muss oder dass er nicht ausgeschult wird, haben wir pro Fall ungefähr 120 000 Franken gespart. Damit sind je nach Gemeinde unser Betrag für sie bereits gedeckt.